

# Neueste Nachrichten

**Vereinszeichen,**  
Medaillen, Fahnenköpfe etc.  
**L. A. Seyffarth,**  
Hofgärtner, 2906  
jetzt Kl. Plauschhofgasse 39.

**Samter's mollige Schlafrocke**  
Galeriestrasse 10-150 Markt. Galeriestrasse  
Ecke der Frauenstraße. — Praktische Weihnachtsgeschenke für Herren. — Ecke der Frauenstraße.

R. Seelig & Wille's (Dittlich)  
Schutzmarke  
**Thee**  
Thee

**Uhren, Uhrketten, Ringe**  
hervorragend schöne Muster in über-  
raschender Auswabl.  
Ausserserst billige Preise.

**G. Smy,**  
Uhrmacher, 19158  
Morißstraße 10, Ecke König-Johannstr.

Remontoir-Uhren von Mt. 8.—  
Silberne Herren-Uhren . . . 14.—  
Goldene Damen-Uhren . . . 24.—  
Wand-Uhren . . . 3.—  
Führe nur die besten Fabrikate und leiste  
für jede Uhr eine streng reelle 2jährige  
Garantie.

Die heutige Nummer enthält 36 Seiten. Die Unter-  
haltungsbeilage befindet sich in der 4. Beilage, Seite 29  
und 30.

**Schon jetzt**  
wollen unsere  
**Post-Abonnenten**  
das Abonnement für das I. Quartal 1897 erneuern,  
damit nicht die geringste Unterbrechung in der Zustellung  
der „Neuesten Nachrichten“ eintritt.

**Afrika-Sorgen.**  
Reichstag und Landtag sind in die Ferien gegangen, die hohe  
Politik feiert — so könnte Deutschland sich der weihnachtlichen Ruhe  
überlassen, wenn Afrika es gestattete. Aber gerade von dort, aus  
Lorenco-Marquez, aus Witu und aus Tanager kommen, die  
sammelngebrängt in die eine letzte Woche, beunruhigende Nachrichten.  
Die Unruhe wird noch gesteigert, weil gerade bei jedem afrikanischen  
Zwischenfall in einzelnen deutschen Kreisen gleich ausschweifende  
Forderungen für gewaltsame Ausdehnungen des deutschen Reichs  
bereitet aufgestellt werden, denen nachzugeben nichts Anderes hieße,  
als die ernstlichen Gefahren heraus zu beschwören. Auch wir treten für  
volle Genugthuung jeder einzelnen Unbill ein und wollen die  
deutsche Reichsstellung in Afrika auch nur um eine Linie ver-  
schieben. Aber was wir da an Macht und Ansehen erreicht haben,  
das ist zu einem großen Theile der ehrliehen Achtung vor  
freiem Rechte und der immer, auch gegen die Häupter halb  
barbarischer Staaten oder wilder Stämme beobachteten Vertrags-  
treue zu setzen.

Leben geschehen. Zu solchem Vorgehen werden die Deutschen, welchen  
Cultur, Sitte und Recht doch mehr als prunkendes Außergewöhnliches  
und Schein sind, sich nie entschließen. Im gegebenen Falle würden  
auch sonstige politische Bedenken abzuwägen: Die Eroberung Marokkos  
fordert an sich ungeheure Opfer an Gut und Blut, ihr Verlust schon  
bringt uns überdies sogleich in feindlichen Gegensatz zu Spanien,  
England und Frankreich, welche Mächte alle seit Langem ihre begeh-  
rlichen Blicke auf die nordwestliche Ecke Afrikas gerichtet haben. So  
ist es nicht allein gerechter, sondern auch klüger, den Vor-  
fall anzusehen wie er ist; zum Zwecke des Raubes ist  
er in einem besonders unbotmäßigen Gebiete Marokkos ein  
Fremder ermorbt worden; solche Morde geschehen bekanntlich  
auch in den civilisirtesten Ländern, eine Kriegserklärung der Landes-  
regierung gegen den Staat, welchem das Opfer angehört, ist es nicht.  
Der Vexiere aber soll die schützende Hand über seine Angehörigen  
auch bis an die fernsten Enden der Welt halten; sind sie an Gut,  
Leib und Leben geschädigt worden, so wird von der Landesregierung  
eine hochbemessene Entschädigung und eine in die Form äußerlicher  
Genugthuung gekleidete Abhilfe gefordert. Dabin geht auch dieses  
Mal das Petitum der Reichsregierung und der eben in Tanager  
gelandete neue deutsche Gesandte Herr v. Schenk zu Schweins-  
berg hat sich des Vorfalles bereits in der energischsten Form an-  
genommen. Diese kräftige Erlangung der notwendigen und aus-  
reichenden Genugthuung festigt weiter das Ansehen Deutschlands, das  
noch mehr durch den Bericht aus alle übergreifenden, den Gegner  
erniedrigenden Forderungen gesteigert wird. In der Bekräftigung  
zeigt sich erst der Vexier." Die weite Bekräftigung dürfte uns zu  
gelegener Zeit in Marokko noch kostbare Früchte tragen.

ungefähr ist der Kern der Frage, welche durch neue Gewaltthatigkeiten  
gegen deutsche Staatsangehörige bezw. ihre Bedienstete actuelle Be-  
deutung erlangt hat. Das Unrecht Englands ist zweifellos, gerade  
wie das deutsche Recht, Einspruch zu erheben. Zweifelhaft bleibt aber,  
wie weit dieses deutsche Interventionsrecht sich ausdehnen begründen  
läßt. Hier wird die aller sorgsamste Prüfung notwendig sein, damit  
nicht gefagt werden kann, daß Deutschland mehr fordert als ihm  
gebührt. In den so gezogenen Grenzen erhoffen wir aber auch ein  
energisches Auftreten gegen jenes England, welches den Deutschen die  
Früchte ihrer Arbeit und ihres Strebens an allen Enden der Welt  
belehnt.

**Politische Uebersicht.**  
\* **Tresden, 19. December Abends.**  
Soeben ist in Paris der dritte Band des hervorragenden Werkes  
erschienen, das Albert Bandal, einer der jüngsten „Unsterblichen“, den  
Beziehungen der Kaiser Napoleon I. und Alexander I. ge-  
widmet hat; es trägt den bezeichneten Titel La Raptaire. Wir geben  
an dieser Stelle nicht näher auf den höchst interessanten Nachweis ein,  
daß an dem Bruch Rußland infomeren den Hauptantheil hat, als es  
durch die Freigebung Polens jederzeit sich hätte bestimmen lassen,  
auch ferner mit Frankreich zusammenzugehen, daß aber die Erkenntnis,  
daß Napoleon dazu keinesfalls sich verziehen würde, die Abschwärzung  
Rußlands nach der englischen Seite entzünden hat und damit der  
Krieg herbeigeführt worden ist. Worauf es hier ankommt, das ist das  
merkwürdige Urtheil des ausgezeichneten Historikers, daß jener  
erste Bund Frankreichs und Rußlands den Keim des  
Todes von Anfang an in sich getragen habe, weil er auf Er-  
oberung und Raub gerichtet gewesen sei und in solchen Fällen mit  
Notwendigkeit Lebensunfähigkeit und daß sich entwickele. Daraus  
zieht Bandal den Schluß, daß nach den klaren Lehren der Geschichte  
der letzte Bund conservativ und defensiv sein und auf Er-  
haltung des bestehenden Gleichgewichts der Kräfte gerichtet sein müsse:  
sonst würden nur Täuschungen und Gefahren entstehen. Der Bund  
bedinge also zweierlei: ein ungeschworenes Glück für beide Länder,  
aber auch ein Opfer. Ein ungeheures Glück, denn ihre Eiderheit und  
ihre Würde würden gewährleistet; ein Opfer, denn man müsse sich  
— in Frankreich wenigstens — zur Vertagung herkömmlichen  
Chrétiens und unzerstörbarer Hoffnungen (d'ambitions traditionelles et d'indestructibles espérances) verstehen.  
Dieses Opfer bedeute aber selbst wieder eine Entgrenzung für den  
Frieden und die Weltlichkeit. Wo denn der Vertrag mit Ruß-  
land dauernd sei, wenn er nicht illusionen et périls erzeugen und  
schließlich wieder mit einem Kampfe der Verbündeten enden soll, so  
muß er friedlich sein — das ist die Lehre, die Bandal aus den  
tiefsten, Jahre lang fortgesetzten historischen Studien entnimmt. Es  
ist, wie man er den Standpunkt, den Nikolais II. sich erwählt hat,  
im Namen der Geschichte betätigen wollte; und wenn die Franzosen  
erst leben, daß ihre „unzerstörbaren Hoffnungen“ auch von Rußland  
nicht erfüllt werden dürfen, sofern nicht das Gleichgewicht der  
Kräfte vernichtet werden und der Freund zum Feinde werden soll,  
wie 1812, so werden sie schließlich als kluge Leute diesen kostspieligen  
und doch niemals erfüllbaren Hoffnungen entsagen und allmähig auch  
das schwindende Belmoot der Unzerstörbarkeit der Vergebenheit preis-  
geben.

Diesen gewaltigen Vorzug, welcher den Deutschen im Gegensaße  
zu den übrigen mitwerbenden Colonisations- und Handelsvölkern  
eignet, möchten wir nicht um die Welt aufgeben wissen. Daher ist  
es falsch, den sonst noch so sehr beklagenswerthen Mord des  
deutschen Banklers Dähner vor den Thoren von Tanager zu  
einem unsühnbaren Staatsverbrechen aufzubauen. Franzosen und  
Engländer haben ja andere Grundzüge; sie wären, wie sie es ander-  
wärts in ungezählten Fällen bewiesen, fähig, zur Sühne der privaten  
Ermordung eines Landmannes den Thätor zu befehlen und den  
Verlauf zum Sturze des alten Sultanats von Marokko zu machen;  
würde dann der Sultan selber ihnen in die Hände fallen, so wäre  
es um seinen Thron, seine Freiheit und, je nach dem, auch um sein

Wiel verwickelter liegt die Witufrage. Deutschland hat im  
Vertrage von 1885 keine Schutzhoheit über das im Uebrigen, wie  
vorher, so auch in dieser Staatschrift als souverän anerkannte  
Sultanat von Witu an England abgetreten. Dieses hat sich mit der  
Wohlwolligkeit, welche seine Politik auszeichnet, über die vertrags-  
mäßigen Rechte der Witu-Sultane hinweggesetzt, die souveränen  
Fürsten aus altarabischem Geschlecht erst mediatisirt, dann theils in  
Ketten gelegt und in der Verbannung Herden lassen, theils sonst be-  
seitigt; jetzt schick er sich an, Witu in eine Kron-Colonie zu ver-  
wandeln! Zugleich hat es die zur Zeit der deutschen Schutzhoheit  
und vorher von Deutschen wohlverordneten Rechte an Grundbesitz  
durch neue Gesetze von zweifelhafter Giltigkeit weg ecomortet. Das

**Rund um den Kreuzthurm.**  
So, nun ist auch das Letzte gethan, die schneebergende, schnee-  
bedeckte Dudenstadt ist erstanden, auf jedem freien Plätzchen wachsen  
Tüchlein von jenen kleinen Bäumchen empor, welche deutscher Sinn  
nun einmal als den Mittelpunkt, die conditio sine qua der wahren  
Weihnachtsstimmung betrachtet; ganz Dresden duftet nach frischen  
Stollen — jetzt erst ist die Weihnachtszeit da! Es kann mir Niemand  
nachsagen, daß ich an übertriebener Sentimentalität oder allzuweichem  
Herzen litte — jetzt nicht mehr, die Schule des Lebens mit ihrer Devise  
„Kandgraf, werde hart“ hat mich glücklich von dieser zuweilen so fatalen  
Weigabe befreit. . . aber nie bin ich so hart im Kampfe mit den  
Regungen meines Gemüths, als wenn ich zwischen muß, wie ein armer,  
zerstörter Bub, ein frohschauerndes Mädchen, eine blüchmangige,  
unglückliche Mutter an solchen Christbaum-Verkaufsstellen sich vorüber-  
ziehen, die schönen Blicke über die kleinen Bäumchen, die dort lagern,  
zwischen lassen und dann aufsehend und mit der rauhen, von Frost  
halb erstarrten Hand etwas beachtet, das sich verborgen in ihr Auge  
brängte, wegwischend, den zögernden Schritt weiterlenkt.  
Arme Kinder! Arme Mutter! Euch grüßt am heiligen Abend  
wohl kein Weihnachtsbäumchen, kein Lichterglanz spiegelt sich wieder  
in den Augen einer glücklichen Kinderfrau und schickt seine Strahlen  
bis in die vertrockneten Fingersalten der Großen! Einsam und  
verlassen sein, nur nicht verlassen von dem treuen, ach, allgütigen  
Glaub, ist hart, zehns und hundertilch hart aber an dem heiligen  
Christabend, da es laucht und jubelt hinter den Fenstern, da es durch  
die Lüfte bringt und nieder von allen Thürmen klingt:  
„Siehe, ich verkündige Euch große Freude,  
Die allem Volke widerfahren soll!“  
Allem Volke! Und diese Armen, Unglücklichen . . . gehören sie nicht  
zu „allem Volk“? Giebt es wirklich Menschen, die den Abend voll-  
bringen in Glang und Fröhlichkeit, in Freude und Fröhlichkeit, und mit  
keinem Gedanken der Darbenden, Einsamen gebächten?  
„Wohlthaten und mitgütigen vergesse nicht!“, und drückt die  
Roth am heiligen Weihnachtsfeste mit hundertzacher Gewalt auf die  
Seele der Armen . . . zehn- und hundertzach ist auch die Sonne,  
gerade zur Weihnachtszeit ein wenig Vorrichtung zu spielen, Thränen  
zu trocknen, Kinderherzen zu erfreuen, fröhliche Ueberraschungen zu  
bereiten. Freilich, es gehört auch die Gabe des Gebens dazu. Mit-  
empfinden ist das Weihnachtsgeschenk für das Wohlthun: durch Mitempfinden  
erst wird die Gabe geeignet. Geht hin auf den Altmarkt, späht nach  
in den belebten Gassen der reichen Dudenstadt, seht Euch um unter  
der hängenden, frierenden Kinderfrau, denket an Weihnachten, und  
Ihr werdet wissen, was Ihr zu thun habt. Wie da das alte, gebückte  
Mütterchen im schneeheligen Noth durch die Weiben wandert und  
ihre Blicke auf den Herrlichkeiten ruhen läßt! Ob sie es wagen soll?

Es reicht zwar kaum zum täglichen Brod; aber für ihre kränkliche  
Enkelin . . . eine kleine Freude wenigstens zum heiligen Christfest  
. . . das arme Kind, ohne Vater und Mutter, krank, schlecht ernährt,  
schlecht gekleidet . . . und es ist doch Weihnacht! Da steht sie vor den  
ausgebreiteten Schänen und freilich um ein paar Pfennige — sie muß  
sich ja die Freude für das Kind am Kande abhandeln! —  
Weihnachtsmarkt! Wie früh tönt das Wort in das Ohr der Er-  
wachlenen! Welche Kinderträume werden da lebendig! Nehmt und  
die Wochenmärkte, sagt, daß die Jahrmärkte einer großen Stadt nicht  
mehr würdig seien, aber laßt uns den Christmarkt! In dem Jahre,  
in welchem der Weihnachtsmarkt aus unierer Stadt verschwindet, hat  
das Weihnachtsfest einen ielner Intimsten Keim verloren. Christmarkt,  
Tannenbaum und Weihnachtsstimmung — diese Dreieit gehört zu-  
sammen. Es steht ein gut Stück Poesie in dem Weihnachtsmarkt und  
es gewährt einen eigenartigen Genuß, so am Abend durch die Menge  
zu schreiten, zu schauen und zu hören. Freilich, Poesie muß einer im  
Herzen tragen, um die Poesie, die ihn umgiebt, zu sehen. Poesie  
heißt die Gabe, mit der die Sonntagkinder ausgestattet sind und die  
sie befähigt, zu sehen, zu hören und zu verstehen, was anderen Sterb-  
lichen ewig verborgen bleibt, bis Einer kommt, der es ihnen sagt  
und zeigt.  
Es ging ich gestern nach der zwölften Stunde (selbstverständlich  
Nachts um die zwölfte Stunde) über den Altmarkt und schlenderte durch  
die Dudenreihen, um nichts zu suchen, dahin. Die Lichter waren ver-  
löschlich, die Bretterbänke hatten ihre Augentücher geschlossen, Alles  
schien zu schlafen. Das war ganz natürlich; desto mehr mußte mir's  
ausfallen, daß aus einer Spielmanns- und Pfefferkuchendude, die  
nachdrücklich zusammenschließen, Stimmengewirr klang. Neugierig wie  
alle Zeitungsleser sind nun einmal, trat ich näher und sah ein  
moderamenmäßig aufgewecktes Püppchen ohnmächtig in ein Puppen-  
stüchlein zurücksinken. Da lag sie mit glühenden Augen und seufzte  
ein paar Mal: „O, o, o!“  
„Aber was ist Ihnen denn, gnädiges Fräulein? Beruhigen Sie  
sich doch!“ sagte ein Hampelmann, der neben ihr hing. Und dabei  
flog ein Rittler durch seine schlummernden Glieder.  
„Sehen Sie denn nicht? Hofling! Hofling! Nein, das ist  
ja ganz wider die Natur . . . sehen Sie doch! O, o, o!“  
Die Puppe machte frampfichte Versuche, ihre Hände vor die  
Augen zu legen; da das aber mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft  
war, behielt sie die Augen lieber offen.  
Der Hampelmann blickte nach der angebeuteten Richtung. Ein  
Baderengel stand in seinem Nationalkostüm aufrecht an eine Pfeffer-  
kuchendude und vor ihm stand in theatralischer Pose ein Pfeffer-  
kuchendude. Er war durch ein Loch der Redendube geschlüpft,  
um der Porzellannuppe eine reartredite Liebeserklärung zu machen.  
„Ho“, sagte er; „ich begreife, gnädiges Fräulein ist chofirt . . .  
ein Ractiroch . . .“

„Entschloer!“ freischte die große Dame auf: „Sie vergessen,  
Herr Hampelmann, in welcher Gesellschaft Sie sich befinden. Wie  
sann man in meiner Gegenwart das Wort nach gebrauchen. Wenn  
Sie schon froisch sagen wollen, so nennen Sie das ungezogene Ding  
wenigstens Unbedecktfrosch.“ Sie ist ja gar nicht angezogen!“  
„Und darum breis anziehender“, bemerkte der Hampelmann geist-  
reich, seine Augen gewaltig verdrehend. „Seben Sie nur, meine  
Gnädige, wie der Pfefferkuchendude in ihrem Pann liegt!“  
„Das ist es ja eben“, seufzte die Gnädige. „Ich habe ihm  
schon den ganzen Tag Nemeise meiner Zundigung gegeben, denn er  
ist unbeitreitbar ein „fäher“ Mann; und nun, da ich denke, er wird  
sich erklären, läut er dieser Tirne nach. Hofling! Die  
Männer sind doch zu dummi! Wer sehen Sie doch!“  
Der Ractiroch hörte belustigt auf die Liebeschwüre des Pfeffer-  
kuchendude, fing dann siberbell an zu laden, daß man den  
glatten Porzellanboud wackeln sah, und schlüpfte in das Pabe-  
wännchen, das nicht dabei stand und noch ein wenig Wasser enthielt.  
O Poide, ich kann Dich nicht lassen,  
Du hast es mir angethan!  
Paß Dich umarmen, lassen  
Vom Pfefferkuchendude!  
declamirte der süße Fraß.  
„Wenn's so ist, dann wil ich Deine officielle Frau schon mal  
werden. Paß Tu Muth, so steig hier herein!“ erklärte die Falsche.  
„M. W.“ sagte das Pfefferkuchendude und stürzte sich in  
die Klutten der Badewanne.  
„O weh!“ flugte er gleich darauf, „ich verberge, ich verberge!“  
Und das that er denn auch; er jerging wirklich.  
Der grausame Ractiroch suchte die Achseln. „Es muß Alles  
berrunnenret werden“, lachte sie. „Ein rechtschaffen Verliebter muß  
immer verbergen!“  
Unterboh hatte sich der süße Keel in der Badewanne in einen  
braunen Brei verwandelt.  
„Wui Teufel“, entwürstete sich Ractiroch und hubte Kitz  
aus der Wanne, „ein wenig sauberer hätte er sich schon aufführen  
dürfen.“  
Sprachlos vor Schred hatte die freigebliebte Alled mit an-  
gesehen, und so hatte sie garnicht bemerkt, daß sich ihr von der anderen  
Seite ein riesiger Ruffnocher näherte.  
„Das ist ja Rensil der Große“, jamuerte der Hampelmann  
und seine Gubogen klapperten mit den Knien zusammen. „Ich  
empfehle mich, meine Gnädige. Sie wissen, wie ich Sie verehere; ich  
müchte wer weiß was für Sie thun, aber der Rensil hat eine so  
unangenehme Art, mit Männern von . . . na, sagen wir Ghe . . .  
zu verkehren. Adeu!“  
Beim Retiriren hatte er das Unglück, an einen großen Sinn-  
schalaten anzustoßen.